

Von Julia Knight ist bereits folgender Titel erschienen:
Schwerter und Schwindler – Sterben ist für Anfänger

Über die Autorin:

Julia Knight lebt und arbeitet in Sussex. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und verbringt ihre Freizeit am liebsten mit Computerspielen oder ihrem Hund, der der heimliche Herr im Haus ist.

JULIA KNIGHT

LEGENDEN
und
LÜGNER

FRIEDEN IST FÜR FEIGLINGE

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Juliane Pahnke*

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Legends & Liars« bei Orbit, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de
<https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>



Deutsche Erstaussage Juli 2017
Knaur Taschenbuch
© 2015 Julia Knight
© 2017 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Anika Beer
Covergestaltung: Guter Punkt, München
Coverabbildung: Gene Mollica / genemollica.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51995-0

2 4 5 3 1

1

Vocho warf die Würfel und verfluchte sich selbst lautstark. Er war ein Narr! Natürlich war es das dreifache Katzenauge, und jetzt blieben ihm nur noch hundert ikaranische Schefel oder, in reyenischem Geld gesprochen, um die zehn Bullen.

Kacha stand auf der anderen Seite des Spieltisches. Nach einem recht ausdauernden Streit mit ihrem Bruder hatte sie sich in ein ikaranisches Kleid gehüllt, das nach der neuesten Mode geschnitten war: Ein seidig grünes Futteral mit einem Schlitz bis zum Oberschenkel – es hatte Vocho überrascht zu sehen, dass seine Schwester tatsächlich Beine hatte – nebst gewagten Absätzen, auf denen sie recht wackelig stand und zerbrechlicher aussah, als man beim Blick auf ihren festen Körper vermutet hätte. Die gepufften Ärmel verhüllten die Tatsache, dass sie keine verweichlichte Adelige war und dass ihre Handgelenke und Unterarme mit Muskeln unterlegt und von alten Narben überzogen waren. Kachas Haare waren mit Sorgfalt frisiert, wenn auch unter viel Gefluce, um die Narbe unter ihrem Auge zu verstecken. Kein Schwert, was sie am meisten nervte. Sie hatte im Schatten hinter den gierig starrenden Männern und Frauen geschmollt, die gerade gewonnen hatten, weil sie auf Vochos Niederlage gewettet hatten. Doch jetzt hob Kacha eine Braue und grinste.

Die Würfel waren natürlich gezinkt. Nicht, dass Vocho sie eigenhändig manipuliert hätte, oh nein. Solches Benehmen wäre eines Meisters der Duellgilde unwürdig gewesen – obwohl Vocho nun schon lange kein Mitglied der Gilde mehr war und dieses Detail daher gern vergaß. Aber es machte einfach keinen Spaß, den Leuten durch Betrug ihr hart verdientes – oder, wie es in dieser Lasterhöhle der Fall war, hart ererbtes – Geld abzuknöpfen. Darum hatte er die Würfel nicht gezinkt. Doch jemand

anderes hatte es getan. Zumindest hatten sie es hier drin schön trocken; ein wesentlicher Vorteil zur Wegelagerung, bei der es meist kalt und nass war. Sie mussten irgendwas tun, um an Geld zu kommen – ihre Reserven waren gefährlich niedrig. Außerdem hatte er einen Plan.

Ein schlanker, dunkelhaariger Mann mit kleinen, scharfen Augen und einer Nase, die aussah, als wäre sie einmal zu oft gebrochen worden, wischte Vochos Geld vom Tisch in seine Börse, die bereits schwer von Münzen war. »Kein Glück mit den Würfeln heute Abend, was?«, sagte er auf Ikaranisch, einer Sprache, in der Vocho nur kommunizieren konnte, wenn er sich sehr konzentrierte. »Vielleicht wollt Ihr mal etwas anderes versuchen?«

Vocho heuchelte Lässigkeit und winkte ab, als wäre das Geld nicht ein Großteil dessen, was ihnen geblieben war. »Zum Beispiel?«

Der dunkelhaarige Mann – sein Name war nie gefallen, doch er wurde aus völlig unerfindlichen Gründen zumeist Bär genannt – neigte den Kopf zur Seite und musterte Vocho von oben bis unten. Er begutachtete seine leicht abgetragene Kleidung, den Hut auf dem Tisch mit der kecken, aber zerrupften Feder, die schlammigen Stiefel, die einst glänzend poliert gewesen, inzwischen aber stumpf und vom ständigen Gebrauch rissig waren. Schließlich blieb sein Blick an dem Gegenstand hängen, von dem Vocho wusste, dass Bär sich nur für ihn wirklich interessierte – sein Schwert.

Es war, wie Vocho zugeben musste, ein verflucht feines Schwert. Nicht zu schwer, aber schwer genug. Perfekt ausbalanciert und mit einem teuflisch schicken Korbgriff, mit dem das Schwert den Neid vieler Meister der Gilde auf sich zog. In jedem Fall hatte er Vochos Finger das eine oder andere Mal gerettet. Der Griff war verräterisch. Er wies das Schwert als das eines Gildeuellanten aus, und es war sehr, sehr verboten, damit in Ikaras herumzulaufen. Doch Bär war ein Sammler, eine Art Connaisseur. Vocho baute darauf.

»Ein Duell«, sagte Bär jetzt und fügte hinzu, wie Vocho nicht anders erwartet hatte: »Allerdings gibt es einen Haken.«

»Ist das nicht illegal?«, fragte Vocho.

»Nicht mehr als das Würfelspiel oder das Tragen eines Schwerts in der Öffentlichkeit. Jedem, der so etwas tut, droht ein Dasein auf den Galeeren, oder er baumelt am Galgen. Also? Seid Ihr nun ein Spieler oder nicht?«

»Was für ein Haken?« Vocho war ziemlich überzeugt, dass er die Antwort schon kannte, denn Cospel hatte sorgfältig recherchiert.

»Nicht Ihr oder ich kämpfe«, sagte Bär. »Ihr seid ein Mann, der weiß, wie man dieses Schwert benutzt, das ist klar. Und ich als wahrer Ikaraner weiß nichts darüber, wie man wie ein dahergelaufener Söldner mit einem Schwert kämpft. Das wäre ein ungerechter Kampf.«

Dahergelaufener Söldner? Vocho musste an sich halten, damit man seiner Stimme die Entrüstung nicht anhörte. »Ich könnte mir eine Hand auf den Rücken binden?«

Ein Aufruhr hinter seinem Rücken ließ ihn kurz umdrehen – Kacha war von ihren hohen Absätzen gefallen, und ein amüsiertes Zuschauer half ihr wieder auf die Beine.

»Oh nein«, sagte Bär. »Dafür ist mir meine Haut zu kostbar.«

»Was dann?«

Vocho war ziemlich sicher, dass er auch darauf die Antwort längst kannte. Bär würde jemanden wählen, der aussah, als könnte er ein Ende des Schwerts nicht vom anderen unterscheiden, der aber in Wahrheit nicht allzu schlecht kämpfte.

Hinter seinem Rücken hörte er nun, wie Metall auf Stein traf.

»Entschuldigt, ist das Euer Messer?«, fragte Kacha. »Was? Oh, verstehe. Das ist das spitze Ende, richtig? Wie aufregend.«

»Wir suchen beide jemanden aus, der für uns kämpft.« Bärs verschlagenes Grinsen machte es Vocho schwer, selbst ernst zu bleiben. »Ihr könnt zuerst wählen.«

Vocho tat so, als müsse er dieses Angebot erst abwägen, bevor er nickte. »Einverstanden. Worum wetten wir?«

Bär hob die Börse mit beiden Händen – sie enthielt genug Geld, um Vocho und Kacha einen Monat lang mit Essen und einem Dach über dem Kopf zu versorgen. Vielleicht reichte es sogar, um sich um ein paar andere Dinge zu kümmern. »Das hiergegen – nun, was besitzt Ihr denn noch?«

Vocho tat, als müsse er auch darüber nachdenken, bevor er äußerst widerstrebend sein Schwert auf den Tisch legte. »Das hier. Wenn Euer Mann es meinem abnehmen kann, gehört es Euch. Wenn nicht, wenn stattdessen mein Mann Eurem das Schwert abnimmt, gehört mir das Geld.«

»Da habt Ihr Eure Wette«, sagte Bär, als wüsste er etwas, das Vocho bisher entgangen war. Vochos Herz schlug ein wenig schneller, doch zu diesem Zeitpunkt blieb ihm keine große Wahl mehr. Sie besiegelten die Wette mit einem Handschlag, und Bärs Grinsen wurde zu einem regelrechten Feixen. »Ihr wählt zuerst.«

Vocho beäugte die kleine Menge, die sich um die Tische versammelt hatte. Anders als Reyes, das den Adel abgeschafft und durch Uhrwerker ersetzt hatte, die sich als ebenso nutzlos erwiesen, wenngleich sie nicht von Inzucht geprägt waren, verfügte Ikaras noch immer über eine ganze Schicht blaublütiger junger Männer und Frauen mit erhabenen Titeln, die nichts Besseres zu tun hatten, als ihre Zeit und ihr Geld zu verschwenden. Sich zu duellieren war zumindest eine Zeit lang populär gewesen. Bis zu viele von ihnen mit einem ernsten Loch im Körper endeten oder Schlimmeres erlitten und der ikaranische König Duelle ebenso wie das Glücksspiel, das die Duelle nur weiter befeuerte, für illegal erklärte. Das hatte Veranstaltungen wie diese allerdings nicht unterbunden, sondern sie lediglich aus den großartigen Palästen in schäbige, kleine Hinterzimmer verlegt, wo der Glanz der Adligen in scharfem Gegensatz zu dem Rauch stand, der aus den ranzigen Bars davor herüberkroch.

Dieser Ort bildete da keine Ausnahme, nach allem, was Vocho mitbekommen hatte, seit sie ein paar Wochen zuvor hier einge-

troffen waren. Ikaraner waren vielleicht nicht so geckenhaft und direkter als Reyener, doch sie waren genauso grausam und verschlagen, wenn es drauf ankam. Aber natürlich hatten seine Schwester und er einen Vorteil – sie waren in der Duellgilde ausgebildet worden. Nicht zu vergessen, dass die Damen aus Ikaras sich niemals duellierten. Ladys nahmen überhaupt nichts zur Hand, das eine scharfe Kante hatte. Zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Das war Vochos Überraschung für Bär.

»Ich glaube, meine Schwester kann es mit jedem von Euch aufnehmen.«

Bär grinste, als wäre das genau die Antwort, die er erwartet hatte. Er zeigte auf einen taubenbrüstigen jungen Mann in der Ecke, der über einer Wasserpfeife röchelte, die fast so groß war wie er. Bär winkte ihn heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der junge Mann nickte, als wäre das für ihn keine Überraschung, und bereitete sich vor. Dies schien auch umfangreiche Atemübungen einzuschließen, die wohl dazu dienten, wieder nüchtern zu werden. Die heimtückischen Inhaltsstoffe der Wasserpfeifen ließen vor den Augen des Konsumenten so einiges tanzen.

»Ups«, sagte Kacha, und wieder klirrte Metall auf Stein.

Ein paar murmelten, dass Ladys sich nicht duellieren dürften, doch Bär warf denjenigen scharfe Blicke zu, und alle verstummten.

»Du bist dran.« Vocho nahm sein Schwert und warf es Kacha zu, die es geschickt auffing, aus der Scheide zog und die Schuhe wegtrat, über die sie vorher so viel geschimpft hatte.

Zu Vochos Fassungslosigkeit wirkte Bär nicht im Geringsten überrascht. Er nickte einem seiner Kumpanen zu, während alle anderen etwas Platz machten, und nach wenigen Augenblicken trat Bärs Duellant vor. Er schien allzu vertraut mit seinem Schwert zu sein.

Die Duellierenden maßen einander mit Blicken, bevor Kacha knapp grüßte und auf den Gegner losging. Das enge Hinterzimmer war schon bald vom Lärm aufeinanderprallender Schwer-

ter erfüllt. Die Füße der Menge stampften, unter Bärs Kumpfen wurden weitere Wetten abgeschlossen. Bärs Mann war besser, als er aussah – die Hühnerbrust war verschwunden, und er hatte sogar wieder Schultern. Er war auch flink auf den Füßen und kämpfte in einem Stil, der Kacha mit jedem seiner Schläge von Neuem zu verwirren schien. Sie kämpfte im ichtianischen Stil, einer seit Langem bewährten Methode, die leichtfüßig, fließend und hinterhältig war. Dabei benutzte sie nicht nur das Schwert, sondern alles in ihrer Reichweite – Füße, Ellbogen, Teile der Möblierung. Vor allem war es ein eleganter Stil, was jedoch kaum die Beschreibung war, die auf den Kampfstil von Bärs Mann zutraf.

Sein Schwert entsprach einem Stil, den Vocho bisher nicht gesehen hatte, obwohl er bereits davon gehört hatte. *Palla* nannte man es, und es war ein brutal wirkendes Ding mit einer dicken, gebogenen Klinge und ohne nennenswerten Handschutz, mit dem man schnell durch brutale Stärke und nicht durch eleganten Schwertkampf tötete. Er benutzte es sehr viel geschickter, als sein Aussehen es Vocho hatte vermuten lassen, und er kämpfte in einem Stil, den Vocho noch nie gesehen hatte: Eine Reihe wilder Hiebe, die offenbar keinen Gedanken an die Verteidigung verschwendeten, doch irgendwie gelang es Kacha trotzdem nicht, ihn zu erreichen. Besonders schnell war der Mann nicht, aber er war gut.

Trotzdem war Vocho nach wie vor von seiner Schwester überzeugt. Sie war nicht umsonst all die Jahre die Attentäterin des Gildemeisters gewesen. Sie mochte es nicht, die Schwerter anderer Leute zu benutzen, doch da ihr eigenes noch immer sicher verwahrt in der Gilde lag, wo sie es nicht erreichen konnten, blieb ihr keine andere Wahl. Sie sah aus, als vermisste sie den Dolch, den sie gerne mit ihrer nicht dominanten Hand führte, und es machte den Anschein, als fiel es ihr schwer, die Deckung oben zu halten. Sie war flink genug, aber wenn der Kampf zu lange dauerte, würde sie mit der ungewohnt schweren Klinge rasch ermüden, und dann würde Bärs Mann sie schlagen.

Natürlich hatte Kacha, die immer so verdammt perfekt war, auch hierfür einen Plan. Sie griff mit der freien Hand nach einer Flasche mit irgendwas, die auf einem niedrigen Tisch stand, und zerschlug sie. Ihre Hand hielt den Flaschenhals, und sie benutzte das zersplitterte Ende, um ihren Gegner zu bedrängen, während sie mit dem Schwert zustieß und parierte. Ein Schlag ins Gesicht, ein hinterhältiger Hieb auf den Bauch, dem der Mann mit mehr Glück als Verstand auswich. Sie landete auch ein paar Tritte, wann immer sich ihr die Möglichkeit bot, doch er war wirklich kein leichter Gegner. Bei jedem Hieb stellte sich ihr sein *Palla* in den Weg, auf jede Finte war er vorbereitet, bei jedem Tritt, der auf die Weichteile zielte, war er schon nicht mehr da, und die ganze Zeit wirbelte die schwere Klinge, sie hieb, hauete und kam Kacha für Vochos Geschmack eine Spur zu nah.

Die Menge pfiiff und grölte, sie rief dem Mann zu – sie nannten ihn Haval, ein komischer Name –, er solle endlich mit ihr fertigwerden. Alles in allem dauerte das hier schon deutlich länger, als Vocho gehofft hatte. Kass musste außer Form sein, dachte er, denn obwohl der Kampfstil des Mannes so seltsam war, hätte sie den Mistkerl längst im Sack haben müssen.

Dann hatte sie ihn beinahe – ein fieser Hieb mit der Flasche, quer dort gesetzt, wo vor einer Sekunde noch sein Gesicht gewesen war, während ihr Schwert auf seinen Oberkörper zielte, um seine Leber herauszukitzeln. Es wäre wohl ziemlich übel für ihn ausgegangen, wenn die Menge nicht ihrem Unmut Luft gemacht hätte, indem sie Flaschen und weniger angenehme Wurfgeschosse von allen Seiten auf Kass einprasseln ließen. Auch damit wären sie klargekommen – Kass ignorierte sie oder schlug sie beiseite, und Vocho war bereit, sich einzumischen, natürlich nur um Kass' willen und nicht, um selbst den Ruhm einzuheimen –, wenn er nicht plötzlich den leichten Stich einer Klinge in der Taille gespürt hätte.

»Selbst wenn sie gewinnt, verlierst du«, sagte Bär in sein Ohr. »Ich muss dieses Schwert haben. Das Schwert, das einst dem berühmten – und in Ungnade gefallenen – Vocho von der Gilde

gehörte. Das Schwert, das einen Priester umgebracht und einen Krieg begonnen hat. Richtig? Dachte ich mir. Und jetzt sagt Eurer reizenden Schwester, sie kann aufhören. Haval wird nicht zögern, sie zu töten, und glaubt mir, das kann er. Selbst Kacha, die berühmte Duellantin, kann ihn nicht aufhalten.«

Vocho schaute nach unten auf das hauchdünne Stilet, das seine Tunika und sein Hemd durchbohrte und drohte, dasselbe mit seinem Nabel zu tun. Als er es gerade einfach riskieren wollte, tauchten zwei von Bärs Kumpanen neben ihm auf. Die anderen versammelten sich um Haval und Kacha, und weitere Dolche wurden gezückt, die im gedämpften, rauchigen Licht glitzerten. Scharfe Klingen waren in Ikaras zwar verboten, aber mit Geld ließ sich eine Menge Spielraum erkaufen.

»Es dreht sich alles nur um das Schwert in Reyes, nicht wahr? Zumindest war das so, bis sie mit diesen Uhrwerkerwaffen kamen. Aber hier läuft das anders. Keine Duelle. Keine Schwerter, keine Pistolen. Oder zumindest nicht viele. Noch nicht. Dafür aber viele Magier, die auf das Gesetz pochen. Hier werden die Dinge im Geheimen gemacht. Subtiler. Nicht wie ihr Reyener Schweine. Hier hat Vocho der Große keine Gelegenheit, sich hervorzutun.«

»Ihr scheint mir gegenüber im Vorteil zu sein«, brachte Vocho hervor und versuchte, sich zu bewegen, ohne dass sein Gegner es merkte. Was nicht funktionierte, denn die Klingenspitze folgte seinem Bauchnabel, und auch Bärs Kumpane blieben dicht an seiner Seite. Wenn er nicht aufpasste, verlor er noch einen Nippel.

»Das sollte ich auch, nachdem ich so viel Geld bezahlt habe, um Euch zu finden«, sagte Bär. »Obwohl Ihr zwei hier wie Barbaren hervorstecht. Also, entweder Eure Schwester oder Eure Innereien. Ihr entscheidet.«

Das war eine Entscheidung, die ihm nicht schwerfiel.

»Äh, Kass? Ich glaube, wir sind hier fertig«, rief er. »Gib dem netten Mann das Schwert, bist du so gut?«

Am anderen Ende des Raums wurde es mit einem Schlag sehr

ruhig. Vocho konnte die aufgebrachte Frage spüren, obwohl er ihr Gesicht hinter den ganzen Schaulustigen nicht sehen konnte. Schweigen folgte, und Vocho brauchte sie auch jetzt nicht zu sehen, um zu wissen, dass sie die Situation abschätzte und die Personen zählte, die sich ihnen entgegenstellten. Zum Glück für seine Innereien handelte sie nicht so unüberlegt wie er.

Schließlich erklang ein Klirren, dicht gefolgt vom Klang splittenden Glases, als sie erst sein Schwert und dann die Flasche fallen ließ.

»Exzellente«, sagte Bär. »Und nun frage ich mich, wie viel wir wohl dafür bekommen, wenn wir zwei Spione aus Reyes in Zeiten des aufziehenden Kriegs ausliefern? Los, bewegt Euch.«

Der Dolch piekste noch etwas nachdrücklicher in Vochos Rücken. Vocho machte gehorsam einen Schritt nach vorn, doch weil er immer noch Vocho war, konnte er dabei nicht den Mund halten. »Ich vermute, besonders viel werdet Ihr für uns nicht bekommen, denn wir sind keine Spione.«

Bär lachte ihm ins Ohr. »Reyener in Ikaras, bei all den Problemen in letzter Zeit? Was seid Ihr denn sonst? Ich muss schon sagen, der König war sehr verärgert über diese Sache zwischen Euch und Licio. Er stand kurz davor, einen Haufen Geld zu machen, und unser König mag es nicht, wenn ihm so eine Gelegenheit entgeht. Ich bin sicher, er wird hochofren sein, Euch zu treffen, selbst wenn Ihr tatsächlich keine Spione seid. Ich werde jedenfalls viel Spaß daran haben, die Belohnung zu verprassen, die bestimmt großzügig ausfällt.«

Kacha stolperte vor Vocho, als jemand sie von hinten schubste. Die sorgfältig frisierten blonden Haare hatten sich aus der Frisur gelöst und fielen ihr wie gewohnt unordentlich in die Stirn. »Gut gemacht, Voch.«

Während Bär ihn Richtung Tür schob, schätzte Vocho ihre Situation ein. Es sah aus, als steckten sie wirklich in ernstesten Schwierigkeiten. Der Raum verfügte nur über eine einzige Tür, an der einige von Bärs Spezies herumlungerten und angeblich stumpfe Zeremoniendolche gezogen hatten. Das einzige Fenster

war fest verschlossen und mit einem halben Dutzend Männern davor wohl kaum eine Alternative. Vielleicht hatten sie mehr Glück, wenn sie erst aus diesem Raum heraus waren, wo im angrenzenden Gasthaus Cospel auf sie wartete. Hoffentlich war er noch nüchtern und inkognito. Vocho hätte darauf allerdings nicht gewettet.

Eine Gestalt tauchte in der Tür auf, die Silhouette zeichnete sich vor dem gedämpften Licht der Lampen im Gasthaus hinter ihm ab. Vocho hatte das merkwürdige Gefühl, dass er ihn hätte kennen müssen, aber selbst als die Gestalt vortrat, konnte er den Mann ein paar Sekunden lang nicht einordnen.

Er war groß und schlank, etwa ein Jahrzehnt oder mehr älter als Vocho, und er bewegte sich wie auf geölten Sprungfedern. Eine Hand umschloss ein Duellschwert, das sogar noch besser war als Vochos. Er hob eine Braue in Richtung Bär, und sein Lächeln war so scharf wie Dolche. Doch erst als Vocho den ganzen Tand und den Putz bemerkte, der die sehr feine Kleidung des Mannes schmückte – Kleidung, die kein Staubkörnchen und nicht mal der Schatten einer Falte verunstalteten –, begriff er, wen er vor sich hatte.

Bär war schneller. »Domenech?«

»Genau dieser.« Dom warf Vocho einen Blick von der Sorte zu, der sagte: »Halt die Klappe und lass mich reden.« Vocho war froh, Dom das Reden überlassen zu können. Irgendwie. Der Dom, den er kannte, war nicht so klug gewesen, doch dieser Dom machte auf ihn den Eindruck, als könnte er es sein. Zumindest bot er eine Ablenkung, die er und Kacha vielleicht zu ihrem Vorteil nutzen konnten. Sie wechselten einen Blick, und er wusste, sie war genauso bereit wie er, falls sich eine Gelegenheit bot.

Dann war es zu spät für irgendwelche Gespräche, wie Dom sie vielleicht im Sinn hatte. Drei von Bärs Männern stürzten sich auf ihn, und der Raum verwandelte sich in ein Gewirr von Männern und Messern, einem Duellantenschwert und einem schweren, hackenden Schwert in der Hand von Haval, der Dom als seinen Gegner auserkoren hatte.

Die Klinge bohrte sich immer noch in Vochos Nierengegend, und Bär hatte ihm außerdem den Arm auf den Rücken gedreht. Allerdings schien er ansonsten nicht besonders auf seine Umgebung zu achten, denn plötzlich machte es dicht an Vochos Ohr »Uff!«, Bärs Griff lockerte sich, die Klinge verschwand, und als Vocho sich umdrehte, stand Kacha wie eine rachsüchtige Göttin mit je einem hochhackigen Schuh in den Händen vor ihm. Die Spitze eines Absatzes war blutig, wie auch der Kopf von Bär, der zu Boden gegangen war. Seine zwei Kumpane waren eine Sekunde lang zu überrascht, um etwas zu tun – und diese Sekunde genügte, denn Kacha zielte mit einem fiesem Tritt auf die Eier des einen, und Vocho benutzte seine Ellbogen und Fäuste, um den anderen außer Gefecht zu setzen.

Schließlich schienen sie frei von irgendwelchen Leuten, die versuchten, sie umzubringen. Zumindest für den Moment. Vocho hob spöttisch eine Augenbraue in Richtung von Kass und ihren unorthodoxen Waffen.

»Jemand musste verdammt noch mal dafür bezahlen, dass ich mich so verkleidet habe. Sei froh, dass nicht du es warst.« Kass holte mit einem Schuh nach einem weiteren Mann aus und traf ihn in den Bauch, was ihm die Luft aus den Lungen trieb und ihn zusammenklappen ließ. »Jetzt hör auf zu feixen und lass uns von hier verschwinden.«

»Das ist ein Plan, dem ich folgen kann. Wo steckt Dom?«

Dom war bei dem verschlossenen Fenster und hatte wohl die Aufmerksamkeit von so ziemlich jedem bewaffneten Mann im Raum auf sich gezogen. Just in diesem Moment hieb Haval mit dem Schwert ein Stück aus den Fensterläden hinter Dom. Der Schlag galt Doms Rücken und verfehlte ihn um Haaresbreite, weil Dom sich wegdrehte und dabei noch einen anderen Mann aufspießte. Ein weiterer Hieb der brutalen Klinge, noch ein Stück splitterte aus dem Holz, und Vocho verstand, was Dom im Sinn hatte, auch wenn Haval zu beschäftigt war, um es zu bemerken. Kass erkannte es im selben Moment.

Cospel tauchte in der Tür auf und schien verzweifelt mit sei-

nen Augenbrauen Zeichen zu geben. Vocho hatte diese Augenbrauen inzwischen schon länger studiert, und er war ziemlich sicher, dass Cospel damit Dinge zum Ausdruck brachte, die er seinen Arbeitgebern gegenüber nicht laut äußern wollte. Dieses Mal schienen sie zu sagen: »Hier rüber, ihr dämlichen Mistkerle.«

Vocho wandte sich in seine Richtung. Doch Kass zögerte. »Und Dom?«

Er packte ihren Arm und zog sie zur Tür und zu Cospel hinüber.

»Hat gesagt, er werde für Ablenkung sorgen.« Cospel hatte einen schweren Zinnkrug in einer Hand und schien bereit zu sein, ihn jedem über den Schädel zu ziehen, der ihm zu nahe kam. »Und ihr sollt nicht so dumm sein, länger als nötig hierzubleiben.«

Ein ohrenbetäubendes Splittern kam von der anderen Seite des Raums. Haval hatte wohl erkannt, was Dom im Schilde führte, doch es war zu spät. Sein schweres Schwert hatte die Fensterläden gesprengt, und mit einem Zwinkern und einem Winken schlüpfte Dom durch die Öffnung und verschwand in der Nacht. Haval warf sich hinter ihm her, aber die anderen schienen nicht so erpicht darauf, ihm zu folgen. Bedachte man, dass vier von ihnen den Boden vollbluteten, konnte Vocho es ihnen kaum verdenken.

Außerdem waren noch acht Ikaraner übrig, die nun ihnen dreien gegenüberstanden. Sie waren mit einem Krug und einem Paar Schuhen bewaffnet, und den Ikaranern schien dieses Kräfteverhältnis deutlich mehr zuzusagen. Zwei von den Mutigeren unter ihnen näherten sich, und die anderen folgten ihnen. Wo zur Hölle war sein Schwert? Da vorne, halb vergraben unter blutenden Leichen, wo Bär es hatte fallen lassen. Nun, ohne das Schwert würde er nicht gehen. Vocho schubste Kass durch die Tür, wirbelte herum und duckte sich, packte das Schwert und sprang wieder hoch – gerade rechtzeitig, denn die beiden Ikaraner waren herangekommen und zielten auf sein Gesicht. Der Rest folgte ihnen und versuchte, ihn zu umzingeln.

Vocho schenkte ihnen ein breites Grinsen, grüßte mit dem Schwert und tat so, als wollte er sich auf sie stürzen. Dann trat er rückwärts durch die Tür. Sobald er hindurch war, schlug Kacha die Tür zu und drehte den Schlüssel im Schloss. Damit blieb nur noch die Bar mit einem Haufen neugieriger und nicht besonders freundlich dreinschauender Betrunkener. Als der Barmann einen dicken Holzschläger, durch den einige Nägel geschlagen waren, hinter dem Tresen hervorholte und einige seiner Stammgäste dem Beispiel folgten und ein paar improvisierte, aber recht ernst wirkende Waffen zückten, traf Vocho rasch eine Entscheidung.

»Ich schlage vor, wir hauen ab.«

Kass verzog das Gesicht, da es nicht ihrer Natur entsprach, sich vor einem Kampf zu drücken. Doch sie sagte: »Ich glaube, ich habe dich das noch nie sagen gehört, aber du könntest recht haben. Du hast das Schwert. Also beschäftigst du sie, während wir den Weg frei räumen. Mach schnell, hörst du?«

»Danke. Glaube ich.«

»Gern geschehen.« Sie war immer noch beleidigt wegen des Kleides, das war offensichtlich.

Dann blieb keine Zeit mehr fürs Reden. Zwei schwerfällige, große Schlägertypen, ziemlich mitgenommen, aber irgendwie noch auf den Füßen, bauten sich vor Vocho auf.

»Hey, biste nicht dieser Vocho?«, fragte einer, und Vocho konnte sich ein aufwallendes Gefühl von Stolz nicht verkneifen, weil sie ihn kannten.

»Nä, der is zu klein«, sagte der zweite.

»Das isser. Ich hab die Bilder in der Zeitung gesehen, und außerdem hat Bär gesagt, er isses. Dieser Bursche hat den ganzen Rabatz in Reyes verursacht. Vocho der *Imbezile*, so hat Bär ihn genannt.«

Vocho der *was*? Sein Ikaranisch war nicht so gut, aber in seinen Ohren klang das nicht gerade nach Vocho der Große, denn das Wort hatte er fast als Erstes gelernt. Er ließ das Schwert vor ihren dummen Augen durch die Luft sausen und wappnete sich,

ihnen zu zeigen, dass er nicht *imbezil* war, was auch immer das hieß. Es ging doch nichts über ein gutes ...

Kass zapfte von hinten an seinem Hemd. »Bei Gottes Zahn-
rädern, kommst du jetzt? Die Wachen werden jeden Moment
hier sein, und du hast ein verdammt großes Schwert in der
Hand.«

Die beiden Schlägertypen näherten sich ihm, der eine mit ei-
nem übel aussehenden Totschläger, der andere mit einem fuß-
langen Metallhaken, doch ein Schlag mit seinem Schwert trieb
sie zurück. Ein *Klong* hinter ihm – Cospel setzte den Krug zu
seinen Gunsten ein –, dazu ein erstickter Schrei, als Kass' Schuh
einen Mann an einer schmerzhaften Stelle erwischte, und schon
war der Weg auf die Straße frei. Schlägertyp Nummer eins sah
aus, als habe er gerade erst begriffen, dass die Tatsache, einen Fuß
größer als Vocho zu sein, alles war, was er an Vorteil brauchte,
weshalb Vocho seinerseits keine weitere Aufforderung brauchte,
um sich hinter Kass und Cospel durch die Tür zu werfen.

Dann rannten sie so schnell sie konnten die Straße entlang,
eine rasch ausdünnende Menge hinter ihnen. Ein paar Kurven
und Ecken, dann waren sie allein und ganz außer Atem. Sie blie-
ben stehen. Cospel stützte sich vorgebeugt auf die Knie und
keuchte. Die vielfarbigen Lichter, die von jedem Gebäude herab-
strahlten, gespeist von dem gespeicherten Sonnenlicht im Glas,
das die ganze Stadt überzog, ließ sein Gesicht aussehen wie das
eines verrückten Clowns.

»Ich hätte es ohne Probleme mit ihnen aufnehmen können«,
sagte Vocho und lehnte sich gegen das kühl pulsierende, blaue
Glas eines exklusiven Schneiders. »Was heißt bitte schön *imbe-
zil*?«

Cospel zögerte, und seine Augenbrauen wussten nicht, wohin
mit sich. »So was wie ... berüchtigt. Anrüchig? Ja, das ist es.«
Sein Ikaranisch war deutlich besser als das von Vocho oder Kass,
obwohl noch keiner von ihnen die Sprache fließend beherrschte.

»Berüchtigt? Bist du sicher?« So wie die Schlägertypen es ge-
sagt hatten, war Vocho davon nicht überzeugt.

»Äh, ja. Ziemlich sicher. Jedenfalls, schaut mal, was ich hier habe.« Cospel hielt einen klingelnden Beutel hoch. »Sobald Dom loslegte, war es leicht, alle Gewinne einzustreichen.«

Vocho warf einen Blick in den Beutel. Nicht schlecht für einen Abend Arbeit. »Cospel, habe ich dir schon mal gesagt, dass du ein Wunder bist?«

»Nein, aber du kannst es gerne häufiger sagen, wenn du möchtest – vor allem in klingender Münze.«

Sie machten sich auf den Weg durch die pulsierenden Lichter der fremden Stadt, zu den engen Räumen über einer Schusterwerkstatt, die im Moment ihr Zuhause waren. Kass blieb ungewöhnlich still, und Vocho bekam den Eindruck, dass es nicht nur wegen des Kleides war, das sie ihm immer noch übel nahm.

»Zwei Dinge«, sagte sie, sobald sie daheim waren und Vocho das Thema zur Sprache brachte. »Erstens: Woher wusste Dom, wo wir waren? Zweitens: Wenn er es weiß, wer noch? Und wollen diese Leute uns umbringen?«

2

Alicia legte ihre Hände auf den Tisch, wo Orgull, der König von Ikaras, die Markierungen sehen konnte, die darauf verwirbelten. Seine Augen glänzten, als sie ihm zeigte, wie Reichtum und Macht in seinen Schoß fallen würden, wenn er ihr nur Gehör schenkte.

»Reyes ist schwach«, murmelte sie. Eine Ansicht, die von den Männern und Frauen rings um den König bestätigt wurde – Ratgeber, Anhänger und ein paar Verwandte. »Und ich – wir – können helfen, es noch mehr zu schwächen, sodass Ihr nur zu pusten braucht, damit Reyes fällt. Alles, was es hat, kann Euch gehören.«

Orgull zwinkerte heftig und schüttelte den Kopf. Alicia lächelte, und die Markierungen veränderten sich, verblassten. Sie musste geschickt vorgehen. Er durfte gar nicht erst auf den Gedanken kommen, dass er manipuliert wurde. Sie schaute zu den Leibkämpen, die unerbittlich wie Berge hinter ihm standen, bereit für ihn zu sterben, ausgebildet seit ihrer Geburt und mit dem Wissen aufgewachsen, dass er der Gott ihrer Welt war.

Orgull setzte sich aufrechter hin, sein zeremonielles Messer glitzerte besetzt mit allen Juwelen, die es gab, und die Falten der üppigen Seide spannten sich über seinem rundlichen Leib. Er glaubte, in Seidenkleidern sehe er königlich aus, und das Messer, selbst wenn es stumpf war, zeuge von seiner Macht. Stattdessen bestärkten diese Details nur Alicias Eindruck von einem weichen und schwächlichen Narren, der das Äußere über Inhalte stellte. Ein Mann, der sich leicht verführen ließ, wenn man seiner Eitelkeit schmeichelte.

»Licio wird für Verhandlungen herkommen. Er ist allenfalls naiv, ein Bauer in Eurem königlichen Spiel«, sagte sie. »Er will

Eure Hilfe, um Reyes zurückzuerobern und sich selbst zum König zu erheben. Doch wenn wir es richtig anstellen, werden Reyes und Ikaras nur einen einzigen König haben. Euch. Nicht weniger verdient Eure Eminenz. Vielleicht seid Ihr dann auch nicht länger König; mit zwei Ländern unter Euch seid Ihr Herrscher über ein Imperium.«

Der Geschmack von Blut hing in der Luft, und Alicia konnte sehen, wie der Gedanke in seinem Kopf Wurzeln schlug. Ein ikaranisches Imperium mit ihm an der Spitze. Kontrolle über ganze Gebirgszüge, die reich an Kohle und Eisen waren, das andere Staaten ihm nur zu gerne abkauften. Und die Hauptstadt von Reyes – ein Hafen, der jedem Sturm widerstand, die Technologie und Ressourcen, um Dinge herzustellen, von denen Ikaras nur träumen konnte – und die Gilde. Mit der Duellantengilde innerhalb seiner Grenzen, wenn er sie in der Tasche hatte, zusammen mit seinen Leibkämpen und einer Quelle für guten Stahl, wäre es nur eine Frage der Zeit, bis er in die angrenzenden Staaten expandierte.

Orgull verengte die Augen, doch sie verstand den sehnsüchtigen Blick auf ihre Hände nicht falsch. Der König hoffte vielleicht, die Markierungen könnten ihm eine noch großartigere Zukunft zeigen.

»Was schlägt Ihr vor? Und weiß Sabates, dass Ihr hier seid?«

»Es war Sabates, der mich herschickte«, sagte sie halbwegs wahrheitsgetreu. Sie hatte noch nicht genug Macht erlangt, um den Mistkerl von seiner Stellung als oberster Magier zu stoßen. Doch bald ... sehr bald, und dann würde sie es allen zeigen. »Er bietet Euch seine volle Unterstützung. Der Prälat von Reyes wird stürzen, und danach ist Reyes noch geschwächer als bisher. Die Gilde wird einen Meister unserer Wahl benennen – Licio –, der tun wird, was wir wollen. Dann braucht Ihr nur noch auf den richtigen Moment zu warten – und uns den Rest zu überlassen.«

Orgull blickte seine Berater an, aber ihre Antwort war eine ausgemachte Sache. Alicia ließ ein paar Bilder über ihre Hände

tanzen: Reyes in Flammen, der Aufstieg von Ikaras, Orgulls Triumph. Ein Nicken von Orgull war alles, was sie brauchte.

»Und unsere frühere Bitte?«

»Ikaras hat mit vorbildlichem Patriotismus auf Eure Anfrage reagiert«, sagte Orgull und winkte einen seiner Berater heran. »Ich vermute, inzwischen ist jeder Reyener der Stadt in Gewahrsam. Es kostet mich ein Vermögen, sie durchzufüttern. Hier habt Ihr eine vollständige Liste, wie verlangt, obwohl auf keinen von denen Eure Beschreibung passt.« Ein verschlagener Blick. »Darf ich fragen, warum Ihr gerade diese beiden wollt?«

»Natürlich nur, um Euch noch besser helfen zu können.«

Alicia zog ihre Handschuhe an und verließ die Audienzkammer, vorbei an den starr geradeaus blickenden Wachen und den blind grinsenden Beratern. Es war wirklich alles so einfach, wenn einem die Magie aus den Fingerspitzen floss. Ein Tropfen Blut hier, ein bewegtes Zeichen auf der Hand dort, um das Zielobjekt zu verzaubern, und schon machten sie genau das, worum man sie bat. Nicht lange, jedenfalls nicht, wenn man kein richtiges Blut hatte, um damit zu spielen. Doch es reichte, vor allem mit der ausreichenden Erfahrung, und Alicia war sehr erfahren. Sie hatte es zu ihrem Geschäft gemacht, und bei ihrem Lebenswerk hatte sie nur zwei Dinge im Kopf.

Der Palast des Königs war hübsch, ein Relikt des kastanischen Imperiums, das schon vor Jahrhunderten gefallen war. Es war von goldenem Sonnenlicht erfüllt, das durch die riesigen Fenster strömte und in dicken, gelben Streifen auf den ockerfarbenen, mit farbigen Steinmosaiken versetzten Böden lag. Die Fächer unter der Decke wurden, wenn sie das richtig verstanden hatte, von dem sonnengenährten Glas angetrieben, das jedes Gebäude bedeckte. Die Luft zirkulierte gemächlich, doch es genügte, um die Hitze des ikaranischen Sommers, die wie geschmolzenes Kupfer war, erträglich zu machen.

Es hatte nicht viel Überzeugungskraft gebraucht, um die letzten Details auszuarbeiten. Ein Schubs hier, ein Anstoß dort, um eine Ambition zu befeuern, die der Mann ohnehin bereits hegte,

sodass der König niemals ahnen würde, dass er sich das alles nicht allein ausgedacht hatte. Sabates würde hochofren sein – eine frühere Audienz hatte den Weg geebnet und zu einem Edikt geführt, wonach alle Reyener in der Stadt für eine saftige Belohnung überstellt werden sollten. Vocho und Kacha wurden so mit Sicherheit gefunden. Keiner der beiden beherrschte Ikaranisch auch nur annähernd gut, und Kacha mit den blonden Haaren einer Südländerin und Vocho mit seinem großen Mundwerk würden hervorstechen wie Pflaumen in Sahne.

Sabates würde auch über diese zusätzliche Übereinkunft erfreut sein, aber Alicia hatte ihre ganz eigenen Gründe, zufrieden zu sein – dieselben Gründe, die ein verzweifertes und mittelloses Mädchen vor fast zwei Jahrzehnten zur berühmten Universität von Ikaras geführt hatten. Sie blieb kurz vor einem der riesigen Fenster stehen und blickte durch das Glas, das die Welt in ein tiefdunkles Blau hüllte.

Die Türme der Universität krönten das größte Gebäude in Ikaras, und ihre Spitzen waren mit silbrig weißem Glas verhüllt, in dem sich das Sonnenlicht brach, das im Innern verschwand; sie absorbierten es und nutzten es, um Licht und Fächer und die Küchen anzutreiben. Niemand wusste, wie genau das gelang, und wenn sie es doch wussten, hielten sie den Mund. Ein blühendes Viertel war im Schatten der Universität entstanden und nutzte dabei hauptsächlich die Energie der Sommersonne; zudem wohnten dort viele Menschen, die an der Universität beschäftigt waren.

Ikaras war die Heimat der letzten verbliebenen Universität in den dreizehn Provinzen. Die einzige, die den Großen Umsturz überlebt hatte, als die Kastaner ihre Türme und ihr Glas zurückgelassen hatten, und ihr surrendes Uhrwerk von Reyes. Niemand wusste, wohin sie verschwunden waren, und zumindest in allen anderen Provinzen hatten sie ihr ganzes Wissen mitgenommen; all ihre Ingenieure und Künstler waren mit ihnen verschwunden und ließen die übrigen Menschen in Ignoranz und Dunkelheit zurück. Alle, bis auf die Verwalter der Universität,

die eifersüchtig ihr Wissen bewachten. Von den Dokumenten, die sie hüteten, erzählte man, sie gingen eintausend Jahre zurück. Und eifersüchtig hielten sie auch den anderen Teil der Universität geheim – oder besser gesagt, sogar noch geheimer.

Hinter den spiralförmigen Türmen aus Glas lag eine dunklere Gelehrsamkeit, eine, die sich in den trüben, dämmrigen Gebäuden jenseits der Samtrasenflächen und der perfekt gestutzten Hecken verbarg. Alicia konnte sie von dort, wo sie gerade stand, nicht sehen, aber da draußen, hinter dem verträumten Gesicht der Universität, befand sich der Ort, an dem sie ihren Hass genährt hatte, wo sie einen anderen gefunden hatte, der ihr ebenbürtig war und mit dem sie ihr Schicksal verknüpft hatte. Sabates hatte ihr viel beigebracht. Er hatte sie gelehrt, wie man Magier wurde, wie man Blut benutzte und die Menschen dem eigenen Willen unterwarf.

Fast zwei Jahrzehnte lang hatte sie hierfür gelernt. Das war es wert. Ihre beiden Träume konnten mit einer einzigen großen Manipulation in Erfüllung gehen. Raffinesse war der Schlüssel.

Sie machte sich durch die Korridore des Königspalastes auf den Weg. Der König war traditionell der Mann, der die Schlüssel zu den Archiven bewahrte, in denen die Geheimnisse der Kastaner verborgen waren – wenn sie sie bloß hätten entziffern können! Doch erst dieser letzte König hatte überhaupt ein Interesse daran gezeigt oder auch nur erlaubt, die Archive zu öffnen, und mit jedem Tag fanden sie Neues heraus, schien es. Orgull war besessen – er musste wissen, wie und warum das Glas funktionierte, wie es die Sonne aufnahm und speicherte, wie es Hitze abgab, wenn man sie brauchte, Licht, wenn es dunkel war. Das Rätsel fraß sich in seinen Verstand, nutzte ihn ab wie die ständige Bewegung von Sand, der einen Felsblock abschleift, und er hatte so viele Gelehrte, wie er finden konnte, mit diesem Problem betraut, wobei er fast alle anderen Forschungen vernachlässigte. Das machte es noch viel leichter, seinen Verstand in die Richtung zu lenken, die sie wollte.

Alicia ging die flachen Ockerstufen zur Plaza hinunter, dann

durch einen hervorspringenden Bogen aus blendendem Glas und betrat das Viereck der Universität. Das Zentrum war ein geometrisch angelegtes und akkurat gestutztes Muster vielfarbiger Büsche, Holzklotze und Kiesbeete, die, auch wenn sie fürs Auge angenehm waren, nur von den höchsten Türmen aus wirklich gewürdigt werden konnten. Man erzählte sich – auch wenn Alicia sich weigerte, das zu glauben –, dass man, wenn man hoch genug hinaufstieg, um direkt darauf niederzusehen, die Antwort auf das Glas von Ikaras, ja, die Antwort auf alles in der Struktur würde erkennen können. Mehr als eine Person war in den Tod gestürzt bei dem Versuch, die Spitze des höchsten Turms zu besteigen, weit oben bei den Elstern, um das Geheimnis zu ergründen.

Studenten schlenderten über die Wege oder eilten mit fliegenden Roben zu ihren Vorlesungen. Alicia zog ein paar Blicke auf sich, aber nicht viele, und alle wichen ihrem Blick aus, sobald sie ihre Handschuhe bemerkten.

Die Gebäude, in denen die Magier trainierten, waren dunkel und von Weinranken und giftigen Büschen überwuchert, die ungehindert aus den Lücken im Mauerwerk wucherten. Nur wenig Licht gelangte in diese Vertiefungen oder beleuchtete die halb versteckten Fenster. Die Magier waren kein Geheimnis, aber nicht viele kamen an ihre Tür, und das war ihnen nur recht. Alicia musste nicht einmal klopfen, bevor eine der Türen sich vor ihr öffnete und eine düstere Gestalt sie mit folgenden Worten begrüßte: »Im Knochenraum ist alles so vorbereitet, wie Ihr es wolltet.«

Sie nickte und ging direkt dorthin, wobei ihre Füße sicher den Weg fanden zu einem Ort, an dem keine Lampe schien – schon gar nicht die ikaranischen Glaslampen. Der Knochenraum wurde stattdessen eher traditionell beleuchtet – mit Öllampen in Haltern an der Wand, deren flackerndes Licht sich mit dem Dunkel abwechselte, was sie von den grellen ikaranischen Lampen unterschied, und die genauso viel verbargen wie sie zeigten. Alicia hatte die Öllampen immer bevorzugt.

Der Knochenraum war nicht von ungefähr so genannt worden, und er war kein Ort für Zartbesaitete. Magier studierten jahrelang, bevor sie ihn das erste Mal betreten durften. Tischbeine, Fensterrahmen, Regale, alles war aus Knochen gemacht. Entweder man ließ sie so, wie sie waren, oder man schnitzte, polierte und steckte sie zusammen, bis sie Oberflächen bildeten – die unausweichlichen Abfallprodukte, die entstanden, wenn man Blut zur Machtausübung einsetzte. Anders als es der Volksglaube erzählte, waren allerdings nicht alle Knochen menschlich. Eine willkommene List, die seit langer Zeit angewandt wurde. Lass die Leute glauben, dass die Magie nur mit Menschenblut wirkt, und sie bekommen Angst, sie flehen um Gnade und haben Respekt. Für viele Magier, besonders für Sabates, war die Manipulation der Menschen der Schlüssel zur Magie.

In der Mitte des Raums stand ein Tisch, darauf ein schimmernder Kreis aus Blut. Alicia streifte die Handschuhe ab und warf sie auf einen Stuhl. Dann atmete sie sanft auf den Kreis.

Er musste auf sie gewartet haben, ungeduldig wie immer. Sobald sie auf das Blut hauchte, erschien Sabates als Spiegelung auf der Oberfläche.

»Nun?«, wollte er wissen.

»Nun, er wird natürlich tun, was wir wollen. Hast du an mir gezweifelt?«

»Niemals.«

Alicia hob eine Augenbraue, sagte aber nichts mehr. Sie hatte sich Sabates seit Jahren zum Freund gemacht, hatte Wissen, Macht und Prestige aus ihm herausgesaugt. Hatte sogar für ihn gemordet, um den Platz als seine Favoritin zu behalten. Es hatte keinen Sinn, das zu riskieren, wenn ihre wahren Ziele so nah waren. »Er wird tun, was wir verlangen. Tatsächlich hat er bereits begonnen – ich habe eine Liste aller Reyener, die festgenommen wurden. Vielleicht zu viele, und bei keinem glaube ich, dass es Kacha und Vocho sind. Aber seine Zellen platzen aus allen Nähten, und wer weiß schon, wer ein Übeltäter ist? Da alles

nach Krieg zwischen Ikaras und Reyes aussieht, gibt es viele Männer und Frauen, die versuchen, sich einen Vorteil zu verschaffen. Die Preise steigen überall, und die Reyener machen ein gutes Geschäft mit Waffen und anderen Dingen. Was bedeuten schon zwei unter vielen?«

Ein Stirnrunzeln von Sabates. »Ich bin zu weit weg; ich kann sie auf die Entfernung nicht finden. Die Tätowierung auf Vochos Rücken ...«

»Wenn du mich einfach darauf einstimmen würdest, könnte ich es versuchen. Ich bin hier und Vocho auch, irgendwo. Wenn ich ihn aufspüre, kann ich dafür sorgen, dass seine Schwester und er dir keine Schwierigkeiten mehr bereiten.«

Für einige Sekunden war sie nicht sicher, ob er es tun würde, doch schließlich bekam sie ein knappes Nicken. »Also gut. Komm näher.«

Sie verkniff sich ein Lächeln und beugte ihren Kopf näher zum Blut.

Petri Egimont stand im Empfangsraum des Prälaten und hielt in einer Hand einen Schwenker mit Branntwein. Er fühlte sich wie ein überflüssiger Teil von Bakars geliebten Uhren.

Wenigstens funktionierte das Uhrwerk der Stadt wieder, nach Wochen des Hämmerns, Schmiedens und der Uhrwerkgott mochte wissen, was noch. Das hatte Bakar aufgeheitert – nicht aber die Nachricht, dass er nicht länger der Einzige war, der wusste, wie das alles funktionierte. »Wissen ist Macht, wie Novatonas zu sagen pflegte«, hatte Bakar eines Morgens zu Petri gesagt. »Und welche Macht habe ich jetzt noch? Keine. Jeder verfluchte Uhrwerker in der Stadt hat jetzt das Getriebe gesehen und wälzt in Gedanken wahrscheinlich längst Pläne für ein besseres.«

Petri hatte darauf keine Antwort. Er war schon immer ein Mann gewesen, der mehr dachte als sprach, doch er musste feststellen, dass er seit Licios missglücktem Plan, Bakar töten zu lassen und die Regentschaft von Reyes an sich zu reißen, auf

viele Fragen keine Antwort mehr wusste. Ein Plan, in den Petri halb unwissentlich verstrickt worden war.

Der Plan hatte sich in Rauch aufgelöst, aber viele der Gründe, sich Licio anzuschließen, waren geblieben. Einige dieser Gründe hatten sich in der Zwischenzeit sogar verschärft. Bakar schien wieder ein wenig zu Sinnen gekommen zu sein – keine merkwürdigen Erlasse mehr, kein launisches Verhalten, zumindest trat es nicht offen zutage –, aber der Wahn hatte sich unter seine Haut gegraben. Im stillen Kämmerlein war er noch so besessen und paranoid wie eh und je, und es wurde vielleicht noch schlimmer. Einmal pro Woche oder häufiger wurde Petri mitten in der Nacht in Bakars Gemächer gerufen, wo er ihn mit weit aufgerissenen Augen und völlig durchgeschwitzt vorfand. Dann ließ er sich immer wieder versichern, dass Petri noch da war, dass der Uhrwerk Gott noch stand, dass er ein guter Mann war und niemand gegen ihn intrigierte. Oh, er war paranoid, ohne Frage, und vielleicht auch nicht ohne Grund, doch wie sich diese Paranoia manifestierte, überstieg Petris Geduld, nachdem er in fast zwei Monaten das Gebäude nicht ein einziges Mal verlassen hatte. Niemand durfte hinein oder heraus, es sei denn, man verfügte über Bakars schriftliche Erlaubnis. Sogar seine Frau war seit fast ebenso langer Zeit in ihren Gemächern eingesperrt. Kein Essen, außer Brot und kaltem Fleisch – Bakar glaubte, diese Speisen seien schwer zu vergiften, und einen Bissen von allem verfütterte an seine Katze, bevor er selbst davon aß –, und davon nicht mal besonders viel. »Der Uhrwerk Gott sagt, etwas Abstinenz ist gut für die Seele«, hatte Bakar erklärt.

Und die Uhren, überall Uhren! Seine kleinen Spione, wie Bakar sie nannte, und er behauptete, mit ihnen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sehen. Sie tickten und, verdammt, sie tickten überall im Hintergrund, wie blinde Gesichter, die alles beobachteten, ihre Pendel schwangen hin und her, bis Petri am liebsten geschrien hätte. Und doch schien sonst niemand irgendetwas Ungewöhnliches an Bakar zu bemerken. Nach außen wirkte er – so wie heute – ganz normal, sein rationales, geniales

Wesen kam zum Vorschein. Der Rat sagte nichts, selbst dann nicht, wenn sie es bemerkten, denn Bakar hätte ihnen sogar einen Mord durchgehen lassen – und mindestens in einem Fall durfte man das sogar wörtlich nehmen. Sie sagten nichts, und hinter verschlossenen Türen zog Bakar seine Uhren zurate, um zu ergründen, wer von ihnen ihn verriet. Was auch immer die Uhren ihm erzählten, es war nicht die Wahrheit.

Bakar tauchte nun neben seinem Ellbogen auf, seine Hand schloss sich zu fest um Petris Arm. Er stank nach Angst und abgestandenem Schweiß und dem Lavendelduft, den er auflegte, weil er genau wusste, dass er nach Angst stank.

»Was sagen dir die Uhren?«, fragte er flüsternd. »Erzählen sie es dir und nicht mir? Hmmm? Jemand schmiedet einen Plan, das weiß ich. Das tun sie immer. Ich sehe es im Drehen des Uhrwerks unter dem Beichtstuhl, daran, wie sich die Anker bewegen, wie ein Zögern das Kreisen der Räder unterbricht. Nur einer Person vertraue ich, Petri, und das bist du. Die Uhren sagen es mir. Wer ist es?«

Eine Welle der Schuld. Er war der Einzige, dem Bakar vertraute, und zugleich ebendie Person, der er nicht vertrauen durfte. Bakar war für ihn wie ein Vater gewesen, länger als sein leiblicher Vater. Hatte ihn bei sich aufgenommen, ihn unterwiesen, ihm ein Dach über dem Kopf geboten. Hatte ihn einer Gehirnwäsche unterzogen. Und was sollte er nun auf die letzte Frage antworten? Damit rang Petri jedes Mal, wenn sie ihm gestellt wurde, denn wenn er die Wahrheit sagte, wäre das sein Tod.

»Niemand«, sagte er jetzt, so wie jedes Mal. »Niemand schwört sich; das sagen die Uhren mir.« *Oh, und wie sie sich verschwören, und ich kann es ihnen kaum vorwerfen. Ich wünsche ihnen Erfolg, denn bis dahin bin ich hier bei dir eingesperrt.*

Bakar legte eine Hand auf seine Schulter. »Ach, Petri. Immer so vertrauensselig. Eine deiner besseren Eigenschaften, dachte ich immer, aber keine, die ich teile. Jeder plant etwas, selbst ich. Der Trick ist zu wissen, welche Verschwörung ich ignorieren

darf und welche nicht. Sieh an, da kommt Licio. So aalglatt wie alle anderen, aber vielleicht ist er hilfreich für uns.«

Bakar ließ Petri stehen, um den ehemaligen König von Reyes zu begrüßen, der jetzt sein Ratgeber und ein Mitverschwörer war.

Nach seinem gescheiterten Attentat, für das er sich mit Sabates gegen Bakar verbündet hatte, hatte Licio sich auf seinen Landsitz zurückgezogen, um zu »genesen«, nachdem er angeblich bei einem Feuer in seinem Haus Verbrennungen davongetragen hatte und sein Magier ... nirgends zu finden war. War es nur Zufall, dass Sabates' Verschwinden mit Bakars Rückkehr zur Normalität einherging? Früher hätte Petri dies bejaht, aber er hatte aus erster Hand beobachtet, wie Sabates Vocho beinahe dazu trieb, seine eigene Schwester zu ermorden. Seitdem war er nicht mehr ganz so überzeugt.

Er war in letzter Zeit von vielen Dingen nicht mehr so überzeugt. Petri starrte auf die Uhren, die an der Wand aufgereiht standen – Messing, Porzellan, Silber und Gold, neben einem wirklich abscheulichen Exemplar aus Zeiten vor der Revolte, die Bakar an die Macht gebracht hatte. Eine Uhr, gefertigt aus den Knochen und Häuten der Männer und Frauen, die im Beichtstuhl gestorben waren. Zur vollen Stunde wies der Zeiger auf einen Schädel, der Petri anzustarren schien, der ihn verhöhnte.

Die Uhren teilten sein Leben mit jedem Tick, jedem Tack in wohlbemessene Teile. Ein Leben, das auf Schienen dahinglitt, in dem alles so geschah, wie das Uhrwerk es vorhersah. Petri starrte auf die knöcherne Monstrosität und wünschte sich, jede einzelne Uhr würde herabfallen und in tausend Stücke zerschellen. Sein Leben verlief nicht auf Schienen; das konnte nicht sein. Doch Bakar lebte noch, atmete, obwohl er längst hätte tot sein sollen, als hätte er von dem Anschlag auf sein Leben gewusst und Vorkehrungen getroffen, um zu überleben. Und Petri war immer noch an ihn gebunden, hatte sich in dem Uhrwerk verstrickt und fand keinen Ausweg, es sei denn, er starb oder rann-

te weg. Doch Bakar hielt ihn hinter verschlossenen Türen gefangen und zwang ihn so, bei ihm zu bleiben.

Ein Tumult am anderen Ende des Raums riss ihn aus den Gedanken. Licio, zurück von seiner Erholungsreise, beteuerte seine unsterbliche Zuneigung zum Prälaten. Er war bereit, die Friedensverhandlungen mit Ikaras nach dem lang anhaltenden Grenzstreit zu führen – zumindest glaubte Bakar das. Licio, dem Petri einst überallhin gefolgt wäre, wenn es nur das Ende seines geordneten Uhrwerkerlebens bedeutet hätte.

Das Problem war Licio selbst, denn jeder Zoll von ihm war wahrhaft königlich. Er durchquerte den Raum gehüllt in das Lächeln anderer, schüttelte hier großzügig eine Hand, hatte dort ein Wort für jemanden übrig und freute sich, den Prälaten zu sehen, als hätte er nicht vor zwei Monaten eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Er warf einen heimlichen Blick in Petris Richtung, als wollte er sagen »du hast genauso tief dringesteckt wie ich«. Als müsste Petri daran erinnert werden.

Eine Gestalt lauerte hinter Licio, und Petri war überrascht, weil er Sabates nicht sofort erkannt hatte. Der Magier wirkte völlig anders als früher, das musste man so sagen. Die Narben auf seinem Gesicht waren viel weicher und verschwommen, und er trug nicht mehr die Mitternachtsroben, sondern die gleiche Kleidung wie die anderen Männer – eine Hose, dazu Hemd und Tunika in bunten Farben, die gepuderten Haare hingen aufgerollt über eine Schulter. Handschuhe verhüllten die sich bewegenden Bilder auf seinen Händen, die ihn als Magier auswiesen. Er neigte den Kopf in Petris Richtung und warf einen Blick auf Licio und Bakar, die sich gegenseitig Lügen darüber aufstichteten, wie sehr sie einander bewunderten, ehe er herüberkam.

Zunächst sagte er nichts, was Petri unruhig machte, doch schließlich gab er nach und sagte mit leiser Stimme und dem leicht bedrohlichen Akzent, der ihm zu eigen war: »Noch immer Gefangener Eures Schicksals, Lord Egimont?«

Petri zögerte mit der Antwort. Nicht nur sein Schicksal hielt

ihn jetzt gefangen; er war zerrissen zwischen Bakar auf der einen Seite und Licio und Sabates auf der anderen. Er hatte jeden von ihnen auf die eine oder andere Art verraten. Ein Wort von Sabates oder Licio über das, was er getan hatte, und Petris Leben würde so schnell zunichtegemacht, wie ein Ticken der Uhr dauerte.

Das wusste auch Sabates. Es war zu viel gehofft, dass er Petri aus neuerlichen Intrigen heraushalten würde. Petri hatte mehrere Nachrichten von Licio bekommen, die er allesamt ignoriert hatte, doch er konnte es sich nicht leisten, die beiden Männer zu ignorieren, nachdem Sabates zurückgekehrt war.

Der Magier drehte sich so, dass er mit dem Rücken zum Raum stand, und zog einen Handschuh aus. Petri blickte zu den Uhren auf, um nicht auf die Bilder zu schauen, die sich auf der Hand des Mannes wanden, doch das brachte auch nichts. Er musste hinsehen, so wie er zuvor schon alles getan hatte, was Sabates von ihm wollte. Die Zeichen wanden sich wie Schlangen, und derweil kroch Sabates' Stimme in sein Ohr.

»Seht, ich kann Euch nicht mehr vertrauen nach dieser Sache. Doch Licio hat mich überredet, Euch eine letzte Chance zu geben. Nur einen kleinen Gefallen, und ich bin sicher, ich werde Bakar gegenüber nie erwähnen, wie Ihr Euch gegen ihn verschworen habt, um ihn abzusetzen. Ein winzig kleiner Gefallen nur, und danach seid Ihr frei, wie Ihr es immer sein wolltet.«

Petri versuchte zu widerstehen, doch er wurde von den Zeichen gefesselt – ein frei aufsteigender Vogel, ein geflüstertes Wort, ein Uhrwerkerkäfig. Vielleicht so hoffnungslos gefesselt, wie Vocho einst durch die magische Tätowierung auf seinem Rücken gefesselt gewesen war. Er versuchte nicht hinzusehen, doch die Zeichen banden ihn trotzdem. Galgen wurde zur tickenden Uhr wurde zum auffliegenden Vogel. Schweiß brach auf Petris Stirn aus, nicht nur hervorgerufen durch die Macht, die Sabates auf ihn ausübte, sondern weil der Gedanke ihn überkam, was ein falsches Wort bewirken mochte. Er wollte Bakar entkommen, doch er hatte ihn nie umbringen wollen. Jetzt war

er hier gefangen, weil er nicht wusste, wohin er sonst gehen konnte. Es gab niemanden. Vielleicht bedeutete ein winzig kleiner Gefallen, dass er leben durfte.

»Sehr klein«, betonte Sabates. »Winzig. Seht Ihr die Uhr? Die mit den Knochen? Ich schicke Euch Nachricht, und an diesem Tag werdet Ihr sie anhalten. Nicht indem Ihr sie zerstört oder irgendetwas Offensichtliches tut. Ihr werdet sie abschalten, Ihr haltet sie an. Und dann werdet Ihr sicher sein vor Bakars Rache und seinem bössartigen Uhrwerk. Sicher und frei.«

Ach, wenn doch nur ... Konnte es wirklich so einfach sein?

»Natürlich kann es das.« Sabates schien schon immer seine Gedanken zu lesen. »Eine kleine Sache. Ich weiß, dass ich Euch vertrauen kann.« Die Hand schoss vor und packte Petris Handgelenk. Sabates sah nicht besonders stark aus, dafür war er zu gebeugt und dünn, doch sein Griff war alles andere als schwach, und eine Hitze floss von seinen Fingern, die Petris Haut zum Dampfen zu bringen schien. »Ihr werdet es tun. Nennt es Bezahlung für das andere, dafür, dass Ihr nicht genau das getan habt, was Euer König Euch befahl. Dafür, dass Ihr mir nicht gehorcht habt. Das passiert nur ein einziges Mal, versteht Ihr? Verderbt es nicht, dann lebt Ihr, bis das Ende des Uhrwerk Gottes gekommen ist. Missachtet meine Bitte und ...«

Die Zeichen waren sehr deutlich, und in Petris Mund breitete sich eine schreckliche Trockenheit aus. Er hatte Bakar verraten, und danach auch Licio, und dafür musste er bezahlen. Er trieb ein riskantes Spiel, aber spielen musste er, wenn er sich jemals von dem Uhrwerk befreien wollte, das ihn festhielt.

Sabates neigte den Kopf, als er Petris Zögern bemerkte. »Natürlich wird die Gilde auch danach einen Meister brauchen, wenn die Zeit kommt. Einen, der tut, was man ihm sagt, einen, der Licio treu ergeben ist. Wichtiger noch, der mir treu ergeben ist.«

Jeder Mann hat seinen Preis. Petri hatte erst kürzlich erfahren, wie niedrig sein eigener war. Ein Moment des Verrats genügte, und danach konnte er die Fetzen vom letzten bisschen

Ehre, das ihm geblieben war, aufklauben. »Ich will nicht, dass Bakar stirbt.«

»Das verspreche ich«, sagte Sabates. »Kein Tropfen seines Bluts wird auf meine Kosten vergossen, wenn Ihr tut, was ich verlange. Sobald das geschieht, gehört die Gilde Euch. War doch immer schon Euer Ziel, hm?«

»Aber Eneko ...«

»Ist ein selbstsüchtiger Narr, wenn er glaubt, er kann mich hintergehen. Er hat Licio heimlich ein Lippenbekenntnis abgelegt, aber ich sehe, wie sein Verstand arbeitet. Bezweifelt Ihr das? Nein, natürlich nicht. Ihr wisst, dass ich das kann. Für den Moment ist Eneko nützlich, doch er wird eine Belastung sein, sobald Licio Macht gewinnt. Die Gilde gehört Euch, sobald Bakar entthront ist.« Sabates lächelte fies. »Dann könnt Ihr Eure hübsche Kacha zurückholen, und ich werde sogar versuchen, sie nicht für ihre Unverschämtheit umzubringen.«

Ein flüchtiger Gedanke an sie, als ihr Name erwähnt wurde. Petri wusste sofort, dass das ein Fehler gewesen war.

»Ja, sie und ihr Bruder sind in Ikaras. Ich sehe, Ihr seid informiert, obwohl Ihr an dieses Gebäude gebunden seid. Solange Ihr Eure Rolle spielt und sie die ihre, wird ihr von mir kein Leid zugefügt. Schreibt ihr das in Eurem nächsten kleinen Liebesbrief.«

»Ich habe keine ...«

»Habt Ihr nicht? Das überrascht mich. Aber Ihr werdet es tun. Petri Egimont, so vorhersehbar, wird seiner Geliebten eine Nachricht schicken und sie vor dem Kommenden warnen.«

Sabates blickte zu der grässlichen Knochenuhr auf und fuhr mit einer Hand über das grausige Ziffernblatt. »Das werdet Ihr, so sicher wie das Ticken eines Uhrwerks. Vergesst nicht, ihr zu sagen, dass sie ohne Zweifel ebenso den Tod finden wird wie ihr Bruder, wenn sie sich dieses Mal einmischt. Ich bin sicher, Ihr könnt mit Inbrunst beteuern, wie Ihr endlich zur Vernunft gekommen seid. Ich weiß, das entspricht nicht ganz der Wahrheit, selbst wenn Ihr es nicht wisst. Ihr seht Euch immer noch nach der Freiheit, mh?«

Sabates' Lächeln wurde weicher, und mit ihm die Zeichen auf seiner Hand. Petri glaubte nicht, dass eins von beidem ihn retten konnte. Doch er erkannte die Wahrheit, wenn er sie hörte.

»Ich weiß, was Ihr wollt, Petri, und Ihr wisst, dass ich der einzige Mann bin, der Euch das geben kann. Freiheit von all den Ketten in Eurem Leben. Im Gegenzug will ich nur diesen kleinen Gefallen.«